

Der Riesler.

Zuhu, auf der Seewiese ist „Kirta“! (Kirchweihfest.) Zu Füßen der gewaltigen, wildabstürzenden Triffelwand breitet sich die grüne, waldbestandene und mit Felsblöcken besäete Matte aus, die just genug freien Raum für das Blockhaus des Seewirtes bietet, für einige Tische und Bänke davor, wie für eine als Tanzboden benützte Bretterhütte, von deren Fenstern man hinabsieht in den dunklen See. Die blitzende Fläche dehnt sich weithin bis an das Pfarrdorf mit dem spitzen Kirchturm und bis zu den Willen der Sommergäste, die heute ihre grünen Läden geschlossen halten, weil die Bewohner den Dörflern gefolgt sind, die theils auf dem schmalen Pfade zwischen See und Lofer, theils im schwanken Boote der Seewiese zugespilgert sind. Zuhu, auf der Seewiese ist Kirta!

Es wimmelt auf dem beschränkten Raume von Burschen und Dirndl'n im Sonntagsstaate, und durch die Menge drängen sich die Sommergäste, wenig

beachtet und zuweilen ärgerlich bekritlet, weil die Dörfler ihre Feste gern unter ihresgleichen abhalten. Die Knappen vom Salzberge haben sich eingefunden in schmucker Bergmannstracht, die Holzknechte im „rupfenen“ Hemde und die Zoppe über die linke Achsel gehängt, die Söhne und Knechte aus den umliegenden Bauerngütern, sowie die Jagdgehilfen und Diener der Herrschaften. Da sind prächtige Gestalten zu sehen, ungefügg, aber frei und schneidigg in jeder Bewegung, mit einem Blicke, wie ihn die Gemse über die Schrosen thut. Und die Dirndln! Viel blühweiße Unschuld, viel herzwarne Sünde klopft unter dem bunten Brusttuch, und frische Glieder wiegen sich voll heißer Gesundheit im blumigen Gewande. Morgens in der Kirche war man fein züchtig und schlug die Augen auf das Nelkenbüschlein in der Jacke nieder; nun ist's Abend, da flirren die Augen in der Runde, und die rothen Lippen kichern und schäkern unter dem vorgehaltenen weißen Tüchlein, das die Bauerndirne zum Tanze nimmt, wie die Städterin den Fächer. Sähc all das Getriebe der Pfarrer mit an, er würde neuerdings gewahr, wie die Erdenluft seinen losen Pfarrkindern viel besser mundet, als die Verheißung des schönsten Himmels nach Abtödtung der irdischen Wünsche.

Morgen heißt es ja wieder in Feld und Stall stehen, auf der Alm dem Vieh nachgehen oder die Hacke schwingen, und so eine lange Reihe von Tagen im selben mühevollen und oft gefährlichen Einerlei! Heute aber geht uns das alles nichts an, heute ist Kirta, jubu!

Mit gellendem Lärm erhebt eben die Blechmusik auf dem Tanzboden ihren Lockruf — schnell noch eines in die Kehle gegossen, die Dirndln greifen nach den weißen Tücheln, und schon zieht jeder Bursche seinen Schatz hinter sich her. Wie die Füllen zur Tränke, so drängen sie zum Tanzplatze, jauchzend, stampfend und glühend vor Sinnlichkeit. Und nun drehen sich die Paare im Wirbel unter dem Getreisch der Trompeten, den übermüthigen Bierzeilern und dem Händeklatschen der Tänzer. Da fliegt manche Foppe in den Winkel, manch braune Flechte fällt auf die Schulter hernieder, und die Franzen des Brusttuches verschoben sich. Wer nicht Platz hat, steht leuchtenden Auges an der Thür, nur die Wirtin verschnauft einen Augenblick, und der sonst ewig scheltende Wirt taucht seine rothe Nase zu tiefst in den Krug. Die emsigen Kellnerinnen wirtschaften in Schank und Küche herum und schwirren wie Leuchtkäferchen auf die Matte, mit brennenden Kerzen, die sie auf die

verlassenen Tische stellen. — Droben spannt sich der weite Himmel aus, in glitzernder Sternenpracht, am linksseitigen Ufer steigt der Hochwald die Berglehne empor, und darüber steht der Mond in kalter Helle; weit hinter dem Dorfe thürmt sich die gigantische Masse des Dachsteins bis zum schimmernden Eisselde hinan. Erhabener Friede schlingt seinen majestätischen Kreis um das jubelnde Völklein lebensgieriger Alpenkinder, die in der schwülen Sommernacht die langher genährte Blut ihres heißführenden Herzens aufflammen lassen, im Genügen auf den tollen Augenblick beschränkt, dessen Grenzen ihr Bewußtsein nicht gewahrt.

Drüben in den Straßen des leeres Dorfes verlöschen allmählich die spärlichen Lichter, die Alten gehen zur Ruhe; sie sind daheim geblieben, weil sie nichts mehr gelten im Reiche der Lustbarkeit, ihr Verlangen ist Wärme und Schlaf. Auf dem Hügelzuge, der die Ortschaft gleich einem Walle begrenzt, liegen einzelne Gehöfte, eingesponnen in die Ranken wilden Weines und in das Gewirre hunder Bohnenblüten.

In einem der hübschen Häuser regt sich noch etwas. Die hölzerne Vorlaube nimmt den Wiesenpfad auf, der vom Dorfe dem plaudernden Gießbach entgegen

durch den Wald heraufführt. In dem engen Gelasse zieht sich eine Rundbank um einen Eichentisch. An diesem ruht ein junges, bleiches Weib, das zuweilen mit lässigem Seitenblicke den Mann streift, der am Thürpfosten lehnt und vom herausflutenden Lichte scharf beleuchtet erscheint. Eine schlanke Gestalt von guter Haltung, verräth der Mann seine fünfzig Jahre nur durch das leicht ergraute Haar, die Enden des Schnurrbartes aber sind keck aufgezwirbelt, und in dem freundlichen Auge blitzt ein Licht, das man sonst nur an Zwanzigjährigen gewahrt. Es ist der Rottmeister Hager. Die Leute nannten ihn nach dem Hausnamen kurzweg den Riesler. Man erzählte allerlei von seiner wilden Jugend. Wenige Jahre erst war es, seit er ein junges Weib genommen, das ihm widerwillig zum Altar gefolgt, denn sie hatte ledigerweise ein Mädchen, dessen Vater sie nicht heiraten konnte; ihren Eltern aber galt der Riesler als ein viel zu vornehmer Werber, als daß sie die Tochter nicht zum Gehorsam überredet hätten. Solcher Handel ist ja leider nicht selten in der Welt der Großen und Kleinen. Das hübsche Weib war die Wonne des Gatten, er trug es auf Händen, und was sein immer noch jugendliches Herz an Freuden erfinden und verwirklichen konnte, legte er seiner

Adelheid und ihrem Kinde, daß er wie ein eigenes hielt, zu Füßen. Als sie ihm dann einen Knaben gebar, schien er willens, die Mutter im Uebermaße seines Glückes heilig sprechen zu lassen; sie aber hatte kein frohes Wort für ihn. Ernst und schweigsam lebte sie an seiner Seite; wohl erkannte ihr gerechter Sinn seine Herzensgüte, zuweilen irrte ein flüchtiges Lächeln ob seines sonnigen Humors um ihre Lippen, aber sie war zu ehrlicher Natur, um ihm Liebe zu heucheln, die sie nie für ihn empfunden hatte.

Gern hätte er sein junges Weib zu allen Festlichkeiten geführt, aber sie wies jeden Versuch, mit ihm ins Gedränge fröhlicher Menschen zu gehen, unerschütterlich zurück. Auch heute trug er den Wunsch auf den Lippen, sein Herzblatt im Tanze zu schwingen und überlegte, wie er sie wohl bewegen könnte, mit ihm auf die Seewiese zu fahren. — Wunschlos und kalt sitzt nun das Weib neben ihm, er hält den Kopf leicht vorgeneigt und lauscht. Auf der thauenden Wiese summen verspätete Käfer, die Heimchen surren, und auf dem Birnbaum erhebt ein Laubfrosch die helle Stimme. „Hörst, Adelheid“, flüstert der Mann, „der Laubfrosch singt der Grill a Bierzeilig's, dö werd'n glei 's Tanzen anheben, wie dö drüben auf der Seewiesen!“ Keine Antwort.

„Mi' ziemt, i hör' d' Musi, moanst nit? Sollt n'r do' übrischau'n, ob d' junga Leut' no' an Steirischen tanzen.“ — „Geh!“ erwidert sie ruhig. „Alloan?“ fragt er, „da werd'n die Leut' sagen, daß der Riesler nur am Werktag bei der Arbeit verheiratet is, an Sonn- und Feiertagen laßt er si' scheiden. Schau, Du sollst Dein' junga Mann do' auf'n Tanz führen, sist rost' er Dir ein, und Du kannst 'n ins Bodenkammerl stellen, zu die alten Spinnradeln. — Adelheid!“ Er trat zu ihr und neigte sich über sie. Da steht das Weib auf, schiebt ihn sanft zur Seite und geht ins Haus. Der Riesler hat die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt und reckt sich in die Länge. Behmuth und leichter Zorn streiten in seinem Herzen, zögernd folgt er in die Stube. „Fehlt Dir was, Adelheid? Du bist mir heut' gar so still?“ Aus dem Bettwinkel antwortet eine müde Stimme: „Laß mi' schlafen geh'n, i bin wia abg'schlag'n! Geh nur alloan und sei lustig!“ Nun weiß er, daß sein Verlangen in den Wind gesprochen ist, er wendet sich hastig um und schreitet zurück in die Abendluft. Auf der Wiese hält er schwerathmend inne und späht über den See, wo die Lichter durch das Dunkel blitzen und locken, und wieder ist ihm, als schlugen verworrene Klänge

einladend an sein Ohr. Noch einmal wendet er sich laufend und hoffend dem Hause zu, dann seufzt er aus tiefer Brust, reißt sich aus dem trüben Sinnen und eilt, wie gejagt von Liebessehnen und Lebenssucht, den Weg hinunter zum Seeufer. Hastig schleudert er die Kette eines Fahrzeuges aus dem Eisenringe, springt leichtfüßig auf den schwanken Boden und stößt mit jähem Ruck das Boot ins auf-rauschende Wasser. Und nun schwingt er das Ruder in kräftigen Schlägen, daß das Gefährte knarrend über die dunkle Fläche schießt.

Näher gleiten die Lichter heran — aus dem Schweigen der Nacht lösen sich immer deutlicher die hellen Klänge der Tanzmusik und das Lärmen der übermüthigen Bursche. Heiß rollt das Blut gegen die Schläfen des einsamen Schiffers, die Muskeln spannen sich, und nun fliegt wieder der seltsame Blick so jung und verwegen unter den Brauen hervor, als gelte es eine feste Fahrt zu süßem Liebeswerben. Ein Sauchzer schnellt durch die Luft wie ein klingender Pfeil und prallt an den Bergwänden in mehrfachem Echo zurück. Das ist der Riesler von einst, der sich wiedergefunden hat. Er schaut zu den Wänden empor, wo in den Rinnen, die ihren Steinhagel bis an die Almhütten herabsenden, die Gemsen im

anbrechenden Weben der Dämmerung auslugen, und ein leises, inniges Lachen bricht durch das Gehege seiner gesunden Zähne. Es kommt ihm manch verwegenes Wildererstücklein seiner jungen Jahre und die Last bei den sangfrohen Brentlerinnen in den Sinn, ein Gefühl überquellender Lebenskraft weitet seine Brust, noch lebt und glüht der frohe Wagemuth in diesem Herzen, dem die Last der Jahre nichts anhaben konnte!

Endlich stößt der Kahn auf den Sand, das Ruder poltert zu Boden, ein kurzes Gerassel der Kette, und schon steht der Riesler leuchtenden Auges an der Thüre, faßt ein schlankes Kind um die Mitte und stürzt sich jauchzend in das Gewühl der wogenden Tänzerschar . . . Allmählich lösen sich die Paare wieder, aufathmend und zerzaust lehnen die Erschöpften an der Bretterwand, der Riesler wird es nicht gewahr; in geschmeidigem Biegen und Drehen des Körpers umkreist er sein Dirndl, schlüpft gewandt unter ihren erhobenen Händen durch, hebt es jauchzend hoch in die Luft und schlingt es wieder in die verschränkten Arme. Juhu, heut' ist Kirta! — Wohlgefällig schaut die rastende Menge dem wonneverlorenen Paare zu. „Der Riesler!“ flüstert ein kleines, dralles Dirndl mit weitoffenen Augen. „Da

schaut's, wie der Steirisch tanzt, wia a junga Bursch, das is a wahre Freud!" „Ja“, meint nickend ein Holzknecht, „den Kottmoasta sollen's uns wo nachmachen; in ganzen Landl is koa zweiter wie der!“

Mittlerweile ist der Musik der Athem ausgegangen, denn die Bläser können ihren Durst unmöglich länger bemeistern. Das tanzende Paar bleibt stehen, der Riesler streicht sich das Haar aus der Stirne und schaut verwundert umher, sein Dirndl sieht alle Augen auf sich gerichtet, reißt sich mit leisem Schrei los und schlüpft schämig zur Thüre hinaus. Da umbraust den erregten Mann heller Jubel. Hände und Krüge strecken sich ihm entgegen, und mit lautem Willkommgruße drängt sich die bunte Schar heran. Kaum hat er diesen Bescheid gethan und jenen ein fröhliches Wort gesagt, ist der mächtige Brand der Musikanten wieder für einmal gelöscht, die Backen blähen sich auf, Geschmetter und Tanzjubel gehen von neuem los. Der Riesler setzt den Krug ab und strebt der Hütte zu. Da faßt ihn eine warme Hand am Arme, und seine Tänzerin schmiegt sich neckend an ihn. „Riesler“, schmeichelt sie, „wia Du aber fein tanzen kannst, dös is völli' aus der Weis' — mit koan andern geh i's mehr an, wia mit Dir!“ „Schau, die Sepherl is a da?“

wundert sich der Rottmeister und faßt das Mädchel um den Leib. Es ist ein hochgewachsenes, schlankes Weib, das Gesicht zart wie ein Rosenblatt, die Augen wie Schwarzkirschen. Sie ist die einzige Tochter des Großbauern vom Lindenkogl und stolz auf ihre Schönheit und den Reichthum ihres Vaters. Die Burschen wagen sich nicht recht daran, denn „ihr ist der Zehnte nicht gut genug“. Darüber gieng ihr die erste Frische verloren, und die Sopherl steht nun in der Mitte der Zwanzig. Das sind die Sirenenjahre. Sie zieht den Riesler mit sanfter Gewalt mit sich — aber nicht gegen den Tanzboden, sondern in das Dunkel des Gehölzes. „Gelt, es muas nit alleweil tanzt sein“, flüstert sie, „hiazt will i mit Dir oans plauschen. Wann mir nur was einfallen thät!“ Sie stockt und nestelt am Gewande. „Laß geh'n, wird schon mir was einfallen“, lacht der Riesler, faßt das Dirndl am Kinn und küßt es frischweg auf die vollen Lippen. „Das is die schönste Sprach', dö verstengan die Leut' auf der ganzen Weltkugel“, sagt er leise, und die Sopherl versteht sie auch. Fiebernd legt sie die Hände auf seine Schultern und glüht ihn mit ihren gefährlichen Augen an. „Riesler, gegen Di' san die junga Burschen Schlafhauben, sö haben m'r allsand

z'weni Schneid. Mit'n Mäul wohl, aber es woasß der Zehnte nit, was er will und was er thuat. Di' kunnt i gern haben, Di', wanns nur sein därfst! Und wegen was soll's nit sein dürfen, wann zwoa mitanand leben müassen, dö si' nit wollen?" — Dö si' nit wollen! — Der Riesler stöhnt auf. Warum kommt ihm sein bleiches Weib in den Sinn? Liebt er es doch mit aller Innigkeit; aber sie, war sie je solcher Laute mächtig, wie sie das Mädchen an seiner Brust mühsam bändigte! War sie wirklich sein gezwungenes Weib? Was das ganze Dorf wußte, er konnte nicht daran glauben. Ein tiefes Sehnen nach Liebe und Herzlichkeit überfällt den Mann, wild preßt er das Mädchen an sich, aber unwillkürlich irren seine Blicke über den See, nach dem verschlossenen Paradiese, das sein eigen sein soll. Dort liegt es friedlich auf dem Hange, im Mondenschimmer sieht er es herüberblinken, und aus der Wohnstube blitzt ein Licht. Ein Licht in so später Stunde? Was bedeutet das — ist sie krank oder eines der Kinder, oder — erwartet sie ihn, ihn, der hier selbstvergessen Ersatz für die Liebe sucht, die ihm sein Weib vorenthält? Unbezwingliche Unruhe erfaßt ihn, Angst, Hoffnung und Zweifel streiten in jähem Erwachen. Zu ihr, zu ihr! Mit rascher

Bewegung und einigen verlorenen Worten streift er die Hände des Mädchens ab, eilt dem Strande zu und rudert in athemloser Hast nach dem Dorfe. Im Dunkel der Fichten steht Sopherl, die geballten Fäufte auf die hochwogende Brust gedrückt, und starrt ihm mit blitzenden Augen nach.

Am jenseitigen Ufer vergißt der Riesler das Boot anzuhängen, denn daheim will er sein, daheim bei ihr! In wenigen Minuten hat er das Dorf hinter sich und stürmt den Hügel hinan, nie schien ihm der Weg so lange. — Noch eine Strecke durch jungen, kühlhustigen Wald, und sein Haus liegt vor ihm. Da, wie er unter den Fichten hervortritt, sieht er über die mondbeglänzte Wiese einen Fremden die Höhe hinanschreiten, sein schwarzer Schatten zuckt hastig über das Gras. Woher kommt der Mann? Alle Lichter sind verlöscht bis auf eines — Adelheid! Sollte sie ihn betrügen? Dem Riesler werden die Füße schwer wie Blei, er muß rasten, mit vorgeneigtem Leibe starrt er dem Fremden nach, es flirrt ihm vor den Augen, an sein Ohr schlagen wieder die fernen Klänge der Tanzmusik. Adelheid! Darum ist sie daheim geblieben, heute und immer? „Na und tausendmal na, falsch is sie nit, das glaub' i in alle Ewigkeit nit!“ Er wankt ins Haus, tastet

durch den Vorraum und tritt in die helle Stube. Da findet er sein Weib an das Bett der Kinder gelehnt; sie blickt verloren vor sich hin, und die Augen glänzen, als habe eine vergessene Thräne den Weg zur Wange noch nicht gefunden. Auf dem Tische steht die Kerze, daneben ein Krug und eine Schüssel; es ist Mahlzeit gehalten worden. Dem Riesler will die Stimme versagen. „Wer war da?“ fragt er mühsam und abgewandt.

Das Weib zuckt leicht zusammen, dann antwortet es ruhig und gleichmüthig: „Der Vater von der Mila ist dag'weß'n; er laßt Di' grüaß'n, und Du sollst's nit unguat aufnehma. Ganz unverhofft is er kema. Er muuß einruck'n, und weil der Weg vorbeigeht, hat er nach'm Dirndl g'schaut. Mir hab'n nit g'wüßt, wann Du hoamkinst, füst wär' er blieben und hätt' Dir dankt.“ — „Für was?“ fährt der Riesler auf — „ja so, 's Dirndl g'hört eahm, dös han i vergess'n.“ Unsägliche Bitterkeit überkommt den Mann; das unvermuthete Erscheinen des Jugendgeliebten seines Weibes weckt mit einem Schlage alle Erinnerungen an Vermuthungen und Vorstellungen, die er am Tage seiner Freit ungläubig und hoffnungsfroh abgewiesen hatte. Heute will es ihm nicht mehr so unmöglich scheinen, daß zwischen ihm

und der Liebe Adelheids ein Anderer stehe, den sie nicht vergessen kann. „Was erinnerst mi' an mein Glend?“ fährt er fort, halb zu sich selbst, halb zu Adelheid gewendet. Sie schaut ihn an. „I — an Dein Glend? Wohl nit —“ sie preßt die Lippen zusammen —. An meins! will sie sagen, da überwältigt sie die Last ihres Kummertrunkenen Herzens; sie stützt ihre Hände auf den Bettrand, neigt den Kopf darauf und beginnt bitterlich zu weinen. Mit einem Satze steht der Riesler bei ihr. „Adelheid!“ reißt er die Willenlose auf, „was is' ? G'schieht Dir so hart bei mir — sollt's wahr sein, daß Du koa Herz hast zu'n Vater von Dein' — zweiten Kind?“ Da zuckt sie zusammen wie unter einem Schlage, die Hände fallen in den Schoß, sie schaut ihn an voll Staunen und Troß, nur einen Augenblick, dann sagt sie leise: „Iß der Ander' nit alloan fort?“ Die Augen des Riesler flammen. „Geh eahm nach“, schreit er, „wann Dir mein Haus die Höll' is. I will nit, daß Du mein' Knechtduern bist, wann's D' mein Weib nit sein kannst — geh, i gib Di' frei!“ Sie schüttelt das Haupt. „So nit, Riesler, so is' nit vermoant; i han koan Gedanken hinter Dein' Rücken. Du woast, was ehvor g'wesen is — und i bin halt a jung's

Weib. Aber i denk' nia anders, als daß bei Dir mein' Hoamat is."

Der Riesler wendet sich um, seine Erregung niederkämpfend preßt er die Fäuste auf die Tischplatte, als möchte er sie zermalmen; aber nicht lange hält der Groll, ein tiefes Mitleid erwacht in seinem milden Herzen. Das eigene Weh erstickend, blickt er sie forschend an. Und wie sie in schlichter Ehrlichkeit so gar nicht versucht, ihr aufgerütteltes Leid zu verbergen, legt er den Arm um ihre Schulter und sagt in ernster Bewegung: „Abelheid, es wird mir mancherlei klar vor 'n Augen, was i ungern siach, aber schau her, wann mein Herz a siß vergeblich suacht, da...“, er weist auf die schlummernden Kinder, „da trifft do' unser Diab allweil z'samm!“ Ein mächtiges Bittern hebt durch den Leib des jungen Weibes, langsam hebt sie die Augen, schlingt — zum erstenmale — die Hände um den Nacken ihres Mannes und legt den Kopf an seine Brust. „Es is kva besserner Mann nit auf der Welt, wia Du bist!“ haucht sie leise. In stiller Freude drückt der Riesler sein Weib an sich, streift mit der Rechten über ihr glänzendes Haar und sagt: „So is' recht. Wo's Vertrauen is, da kann a die wahre Freundschaft nit mehr weit sein. I bin's z'frieden.“
